

DER FRIEDERIZIANER

Mitteilungsblatt der Vereinigung ehemaliger Schüler und
der Schulgemeinde des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford

Nummer 28

Postverlagsort Herford

Oktober 1958

Die Klasse

Ich möchte etwas aus der Schule plaudern, aus der Schule heißt über die Schule, hier über die Klasse. Denn für einen Klassenlehrer, noch dazu einer Untersekunda, ist es ein naheliegendes Bedürfnis, sich einmal vor den Eltern seiner Schüler auszusprechen. Es ist nämlich ein besonderes Ding um die Klasse.

Die Klasse ist eine Einheit im Aufbau der Schule. So könnte man definieren und hätte damit zweifellos etwas Zutreffendes gesagt, allerdings nichts Förderliches, wie es die meisten Definitionen an sich haben. Man müßte nämlich, wollte man so weiter fortfahren, nunmehr von der „Einheit“ und von der Schule reden u. s. f. Das würde aber recht akademisch ausfallen, wodurch zwar eine gewisse Nähe zur Schule hergestellt wäre (denn seit Platos Nachfolgern ist Akademie gleichbedeutend mit Schule), aber eine etwas unerwünschte. Denn hier gilt es, wie sehr oft, daß das Allgemeingültige, was man so aussagen kann, das Gleichgültige ist: da es sich bei der Klasse um eine Gemeinschaft von jungen Menschen handelt, von denen jeder etwas Besonderes, Einmaliges ist. — Was sagt die Etymologie des Wortes? Das lat. *classis*, von dem es herkommt, heißt Mannschaft, und zwar auserlesene, namentlich aufgerufene Mannschaft, welche die Römer, der Seefahrt ursprünglich recht unkundig, zur Bemannung ihrer ersten Flotten auswählten. Unsere „Klasse“ hat sich davon weit entfernt.

Wollten wir die Klasse selbst fragen, was sie sei, wie sie fühlt, sich versteht, bekämen wir auch nur verschwommene Antworten. — Wir begegnen in der Klasse einer Art Kollektiv. Mit diesem Begriff nun ist das Problematische angedeutet, das zu diesen Überlegungen den Anlaß gab. Denn das bedeutsame Gegenüber: der einzelne und das Kollektiv, durchzieht auch die ganze Fragestellung. Nicht als ob dies hier ins Grundsätzliche hinein verfolgt werden sollte. Aber die Beziehungen der einzelnen Angehörigen der Schulklasse untereinander und zu den Lehrern, besonders dem Klassenlehrer als dem für die Leitung des Kollektivs, für dessen Leistungen, Verhalten, Charakter, Geist etc. Hauptverantwortlichen sind immer beleuchtet (oder beschattet) von dieser Problematik. Über die Frage nach dem Vorrang des einzelnen oder der „Gemeinschaft“ ist, jedenfalls in der westlichen Welt, eine eindeutige Entscheidung vorhanden. Und weil wir, besonders in unserer näheren Vergangenheit, allzu laut und häufig das „Du bist nichts, die Gemeinschaft ist alles“ zu hören

bekommen haben, liegt uns nach dem Ende jener Weltanschauung eine völlige Umkehrung dieser Parole nahe. Womit wir uns natürlich auch im Irrtum befänden. Wenn wir vom Vorrang des einzelnen reden, zeigt das ja auch deutlich, daß wir auch der Gegenseite einen Rang durchaus zubilligen, in unserer Überlegung wie in der Wirklichkeit.

Doch nun genug der Theorie. 20—50 junge Menschen sind in der Klasse zusammen. Diese ist in einer langsamen, aber stetigen Bewegung. Und wenn das Fließband der Wissenschaften an die Station gekommen ist, welche Ostern heißt, gibt es eine Umstellung bezüglich des Arbeitspensums und des Personenkreises, vorzüglich der Lehrer, und dann geht unter neuer, fortlaufender Nummer der Klasse die Arbeit weiter. Gemeinsame Arbeit ist es, was sie verbindet, neben gelegentlichen besonderen Veranstaltungen (Ausflügen, Feiern etc.), geistige Arbeit mit dem Ziel der Bildung der Jugendlichen. Diese Arbeit ist das natürliche Medium innerhalb der Klasse. Arbeit steht jedoch nicht nur unter dem Zeichen des Segens. Die Menschen arbeiten fast alle ungerne, besonders Jugendliche. Und zu gewissen Zeiten ist geregelte Arbeit nur unter Überwindung größter seelischer Widerstände zu leisten. Und doch wird sie immer gefordert, und zwar in unerbittlicher Gleichmäßigkeit. Arbeit geteilt durch Zeit ist Leistung. Was die Klasse leistet, danach wird darum meist zuerst gefragt. Die Zensuren geben darüber Auskunft. Dann muß die Klasse in „Ordnung“ sein. Dies ist eine schwerer zu bestimmende Forderung. Sie enthält das kameradschaftliche Verhalten der Schüler untereinander und die Vorstellung von einem guten Klima zwischen der Klasse und den Lehrern. Sie soll aufgeschlossen sein, mitarbeiten, dem Unterricht willig folgen, ihn nicht stören. Sonst . . . harte Urteile werden sonst gelegentlich laut: es fehlt an Klassengeist, die Klasse ist dumm, uninteressiert, undiszipliniert. Dann müssen die Lehrer auf die Klasse pädagogisch einwirken. Meist unter der Devise: die Klasse muß härter angefaßt werden. Das heißt, die Hausaufgaben müssen erhöht werden, auch geringfügigere Verstöße gegen die Ordnung sind unnachsichtig zu ahnden, Freiheiten zu beschränken.

Hier ist wohl ein kurzer Rückblick angebracht, die Verhältnisse zu beleuchten. In der vergangenen Pädagogik geschah es recht oft und mehr oder minder systematisch, daß Strafen über eine ganze Klasse verhängt wurden. Obwohl mir auch aus der NS-Zeit keine ernsthafte Stimme bekannt ist, welche Kollektivstrafen theoretisch zu rechtfertigen unternehmen hätte, griff man immer wieder zu ihnen, und zwar unter dem mißtönenden Motto: „Dann müssen eben alle darunter leiden.“ Und die Pädagogen glaubten sich auch halbwegs im Recht, wenn ein Vergehen vorgefallen war, dessen Täter man nicht ermitteln konnte, und der Verdacht bestand, er werde von mehreren aus der Klasse „aus falsch verstandener Kameradschaft“ gedeckt. „Alle für einen“ klang es dann, wohl oft mit einem aus der eigenen Gewissensunsicherheit ärgerlich gestimmten Nebengeräusch. Denn soweit hat sich selbst das kollektivistische Denken nur in extremen Fällen von der Wirklichkeit entfernt, daß es übersah, daß Täter immer nur ein einzelner oder einzelne sein können. Aber welche willkürlichen Deutungen und Umkehrungen haben damals Recht und Gerechtigkeit gefunden! Die Parallele in der östlichen Welt zeigt ähnliches. Im pädagogischen Bereich, wo man es mit dem leicht verwund-

baren Rechtsempfinden Jugendlicher zu tun hat, werden Kollektivstrafen stets mehr schaden als nützen.

Denn es kann keine Rede davon sein, daß die Klasse tatsächlich eine Einheit oder Ganzheit sei, das hieße doch, den Charakter eines Individuums haben. Einheitlich ist außer der Bezeichnung und den benutzten Lehrmitteln in Wahrheit nichts, nicht die Leistungen und nicht der Geist. Daß es dennoch so etwas wie ein Klima einer Klasse gibt, lasse ich zunächst einmal beiseite. Es sind in Wirklichkeit alles eigenartige junge Menschen, von denen jeder sein eigenes Verhältnis zu der geforderten Leistung hat. Jeder vollbringt sie gemäß seinem Vermögen an Intelligenz, Fleiß, Interesse, Einfallsreichtum, Sorgfalt, Stetigkeit usw. — unter Überwindung seiner spezifischen Widerstände. Diese sind auch wieder nur Ausdruck seiner Veranlagung, modifiziert durch die wechselnde jeweilige Verfassung. Leistung findet ihre Quittung (die, auf Grund der vielen Komponenten, immer nur einen Näherungswert darstellt) in der Zensur. Natürlich lassen sich Vergleiche anstellen, welche Zensuren in der einen und der anderen Klasse erreicht werden; aber dem dürfte wohl niemand eine große Bedeutung beimessen. Denn — und das ist hier die Hauptthese: es sind alles einzelne Schüler an der Arbeit, und diese besteht eben nicht darin, Schrauben an ein und demselben Gegenstand festzudrehen, sondern die eigenen geistigen Kräfte zu bilden, d. h. zumeist, sie wecken und fördern zu lassen.

Aber die Disziplin der Klasse! Hier tritt sie doch als Ganzes in Erscheinung. „Alle waren beteiligt“, wenigstens innerlich, wenn ein übler Streich ausgeheckt wurde. Wirklich? Zumindest ist der Grad der Beteiligung, schon rein nach dem Temperament des einzelnen, sehr unterschiedlich. Natürlich können Arbeit und Leistung in einer Klasse insgesamt sehr beeinträchtigt werden, wenn in ihr mangelnde Disziplin herrscht. Aber das pauschale Urteil: diese Klasse ist undiszipliniert, erfordert immer eine gründliche Differenzierung. Dann zeigt sich's zumeist, daß in ihr einige besonders lebhaftere Kinder sind (in der Unterstufe z. B.), bei denen das Bedürfnis nach Bewegung und nach unkontrollierter Mitteilung übermäßig groß ist. Und Unruhe steckt an. In der Mittelstufe ist es dann ein ganzes Bündel von Motiven, die der Klasse das Ansehen von Undiszipliniertheit geben, welche aber genau so beim einzelnen Schüler liegen und leicht eine natürliche Aufklärung finden. Von der U III bis zur U II ist oft von „schwierigen“ Klassen zu vernehmen. Und doch gehören Flegelei, Angabe und offener Protest bei den aktiveren Schülern zur Regel, sie sind echte Zeichen all der Wachstumsschwierigkeiten, denen sie in diesem Alter ausgesetzt sind. Diese suchen sich ihre Ventile. Die Entwicklung der Jugendlichen bringt es notwendig mit sich, daß sie zu ihrer Umgebung in Opposition treten, ausprobieren, wie weit sie gehen können, ja, Grenzen auch überschreiten. Es ist keine beschönigende Rederei, wenn man vom Flegelalter spricht, sondern wir sind an einem echten Wachstumsproblem, das sich in seinen Einzelheiten viel weiter ausmalen ließe. Aber hier kommt es nur darauf an zu zeigen, daß eben dieses alles mit dem Wesen der Klasse gar nichts zu tun hat. Nicht eine Klasse pubertiert, sondern jeder einzelne.

Nun stellt aber die Forderung der Ordnung einer jeden Gemeinschaft — des Elternhauses, der Klasse, der Schule — eine echte Schranke dar,

an deren unumstößlichem, aber, wenn sie pädagogisch richtig ist, dennoch elastischem Widerstand der Charakter des Jugendlichen sich erproben, ja sich finden und entwickeln muß. Auch das vielfältige Verhältnis der Jugendlichen untereinander enthält manche fruchtbare erzieherische Faktoren: in der gegenseitigen Rücksichtnahme, im Geltenlassen des anderen, im einander Helfen, im Wettstreit und Kampf.

Auch vom guten Geist einer Klasse ist mitunter die Rede. Wenn es sich ergibt, daß geistreiche einzelne auch diejenigen sind, welche hervortreten vermögen, dann kann sich das Leben der Gemeinschaft in Spiel und Feier netter gestalten, dann wird auch das Klima erfreulicher sein, indem die Unruhigen, aber Phantasieärmeren sich mehr zurückhalten; aber die Klasse ist keine Familie im großen und kein Club, sondern — wenn wir nun doch flüchtig definieren wollen — eine Ordnung, ein Arbeitskreis (aber kein Team: denn es ist nicht die Arbeit Sinn und Ziel, sondern sie ist, wie gesagt, nur das Medium), ein vorwiegend äußerlich zusammengefügtes, von Zweckmäßigkeit bestimmtes Gemeinschaftsgebilde.

Somit kann man eine Klasse auch nicht erziehen, sondern wiederum nur den einzelnen. Das Geschehen in der Klasse kann man in der Hauptsache nur reglementieren. Wie weit man es hierbei treiben soll, ist letztlich eine Sache des Taktes und der persönlichen Auffassung jedes einzelnen Lehrers. Ich könnte mir Klassen ohne äußere Gesetze denken, bei denen die immanente Ordnung so mächtig ist, daß sie die Funktion der Schranke vollkommen erfüllt. Ein Appell an die Klasse kann nur den Sinn haben, Anordnungen bekannt zu geben. Wenn man hier mehr will, trifft man regelmäßig ins Leere. Einer duckt sich hinter dem anderen, und keiner wird berührt, allenfalls von einem angenehmen Gruseln durchrieselt. Jedes „Ihr seid“, „Ihr habt getan“ oder „habt nicht getan“ geht meist ebenso an der Wirklichkeit wie an den Ohren der Schüler vorbei. Zwar wird ein Monitum, wie „Ihr seid mal wieder laut gewesen“, von den Kindern in der Unterstufe wohl im allgemeinen mühelos verarbeitet. In den beiden unteren Klassen ist die Gemeinschaft tatsächlich etwas anderer Art, als hier entworfen: der Mittelpunkt ist hier nicht so sehr die Arbeit, sondern der Lehrer, und die Klasse hat Wesenszüge, die Einheits- und Ganzheitscharakter tragen. Und doch frage ich mich: Was geht in dem einen Jungen vor sich, der auf Grund seines Temperaments, oder in dem anderen, der bloß zufällig (weil er sein Butterbrot gegessen hat) in keiner Weise an dem Lärm beteiligt war, wenn diese alltägliche, summarische Dusche über die Klasse kommt? Während der Tadel fehlschlägt, ist jedoch das Lob, welches man der ganzen Klasse spendet, geeignet, jedem einzelnen einen Auftrieb zu verschaffen.

Wenn ein gutes Klima in einer Klasse herrscht, wenn einer auf den anderen zu hören vermag, wenn ein Geist der Toleranz die Jungen und Mädchen erfüllt, die tagaus, tagein teils jeder für sich, teils gemeinsam im Sichmühen um die geistigen Gehalte zusammenarbeiten, einen Großteil Freuden und Sorgen gemeinsam erleben, sich gegenseitig helfen — dann besteht in dieser Klassengemeinschaft ein großer Spielraum, in dem erzieherische Impulse sich verwirklichen.

Vorwiegend jedoch ist die Klasse ein passives Gebilde, wie alle Ordnung. Gesetze treten nur in Tätigkeit, wenn gegen sie verstoßen wird.

Und ebenso wenig wie diese die Bürger erziehen, vermag dies die Klasse als solche mit ihren Angehörigen. — Genau so unzutreffend ist die Bemerkung, die man manchmal hört, die Klasse „tyrannisiere“ einen Mitschüler. Es sind stets einzelne, die so etwas unternehmen; nur: die Klasse tut nichts dagegen; sie kann, als solche, gar nichts tun, es zu unterbinden.

Nur in einer einzigen, jedoch rein negativen Beziehung vermag die Klasse als Ganzes zu wirken: wenn sie nämlich, wie es bei jeder Gemeinschaft möglich ist, bei entsprechender Gelegenheit zur Masse wird. Dann treten alle Vorgänge ein, die man in der Massenpsychologie oft beschrieben hat. Es wäre einer weitläufigeren Untersuchung wert, zu ermitteln, wann, d. h. unter welchen Bedingungen dieser Vorgang am ehesten stattfindet; ferner, wie er durch die pädagogische Arbeit am erfolgreichsten zu verhindern ist.

Für die Schüler der Oberstufe bedeutet die Klasse eine besondere Gefahr, die nicht unerwähnt bleiben soll. Dieses Ordnungsgebilde ist zweifellos geeignet, auf die Entwicklung der ihm angehörigen Jugendlichen von einem gewissen Lebensalter ab retardierend zu wirken. Wenn wir immer wieder erstaunt sind, wie unreif uns das Verhalten unserer 18- bis 20- (oder 21- oder 22!)jährigen Schüler oft vorkommt und tatsächlich auch ist, so sollten wir einmal bedenken, daß sie seit 8, 9 oder 10 Jahren in denselben Bänken sitzen, die sie sich als Sextaner mit der Aufnahmeprüfung auf die höhere Schule erobert haben. Wir müssen sogar die vier oder fünf Grundschuljahre noch dazu rechnen! Etwas wesentlich Neues ist ihnen auch bei ihrem Übergang in die Oberstufe nicht begegnet, der Lebensstil, den die Ordnung der Klasse prägt, ist derselbe geblieben. Mit dem einzigen Unterschied, daß die jungen Leute seit U II mit Sie angesprochen werden. Ich erinnere mich noch an die Bemerkung eines meiner ehemaligen Lehrer zu diesem Vorgang, welche etwa lautete: Darauf bildet euch man nicht zuviel ein, denn ob ich sage „Du Schafskopf“ oder „Sie Schafskopf“, das bedeutet genau dasselbe. Wie differenziert, und zum Teil schon fest geprägt, ist aber die Erlebniswelt dieser Oberstufenschüler, von denen die Ältesten, dem Gesetz nach, bereits Familienväter sein könnten. Aber sie sitzen alle noch in der Klasse, und dasselbe Klingelzeichen bestimmt ihren Vormittag wie vor eineinhalb Jahrzehnten; sie atmen dieselbe Schulstubenluft, haben vor den Klassenarbeiten dieselben Ängste und mogeln wie eh und je, nur geübt. Kein Wunder, daß es ihnen nicht so leicht gelingt, mancherlei Eierschalen abzustreifen, mit denen ihre Altersgenossen, die im öffentlichen Leben stehen, bereits fertig geworden sind. Diesem Umstand trägt die moderne Pädagogik allerdings Rechnung, indem man die Oberstufe „aufzulockern“ versucht, und zwar durch Arbeitsgemeinschaften und die Pflege der Schülermitverantwortung. Aber wie schwer es gerade dieser Institution ist, zu rechtem Leben zu kommen, wie sich die Jugendlichen hier innerlich und auch offen sträuben, eine Chance zur Überwindung des sterilen Reglements zu ergreifen, ist ein sicheres Anzeichen für den beschriebenen Übelstand. Es ist ja auch so bequem, innerhalb der gewohnten Ordnung, für deren Einhaltung man sich selbst nicht verantwortlich fühlt, dahinzugleiten! Und wenn einen danach das Militär und das studentische Korps aufnehmen, dann kann einem nichts mehr passieren auf dem Weg zum

deutschen Durchschnittsbürger. Wenn die höhere Schule nicht mit größerem Erfolg die Oberstufe umzugestalten vermag, wäre es m. E. besser, sie entließe ihre Schüler früher, so wie es in anderen Ländern geschieht.

Das Bild der Klasse ließe sich durch manchen Strich ergänzen. Ein ganz neues und anderes könnte man entwerfen im Blick auf das Bildungsgut, ein anderes vom Auftrag des Lehrers aus, welcher dieses vermittelt. Die Klasse als „E i n h e i t in der Ordnung . . .“ zu verstehen, ist eine Täuschung. Wir unterliegen ihr, wenn wir dem Augenschein trauen oder Gemeinschaftsvorstellungen, die keiner Wirklichkeit in der westlichen Welt entsprechen, noch anhängen.

Aber ist denn nicht der Mensch *zoon politikon* seit der Antike? Und das *gymnasion*! Der *agon*! Davon vielleicht ein andermal.

Rasper

50 Jahre Spielvereinigung Union 08 e.V. Herford

Ein Beitrag zur Heimatgeschichte / Von Dr. Hermann Pöhler

(Fortsetzung)

Wie schon erwähnt, machten im Jahre 1921 außer der ersten Mannschaft fünf weitere Mannschaften die Meisterschaft ihrer Klassen. Insgesamt zählte der Verein damals sieben Mannschaften, von denen während der nächsten Jahre wenigstens drei ständig an der Spitze lagen. Das galt besonders für die Jugendmannschaften, die bis 1932 alle Meisterschaften an sich rissen. Erst dann kam es einmal anders. Aber schneller als erwartet, gewann die erste Jugendmannschaft wieder Oberwasser. Sie errang 1937/38 die Kreismeisterschaft und die Meisterschaft des die Kreise Herford, Minden und Lübbecke umfassenden Wittekindkreises, Meisterschaften, die sie bis zum Schluß des zweiten Weltkrieges nicht mehr abgegeben hat. Inmitten von Trümmern stand sie 1944 auf dem Zechenplatz in Ahlen im Endspiel um die Westfalenmeisterschaft. Gladbeck war mit 2:1 Toren der glücklichere Sieger.

Außer Fußball, dessen Pflege sich der Verein in erster Linie widmet, betrieb er neben Handball auch Leichtathletik.

Im Handball machte er von sich reden, als er 1925 die Westfalenmeisterschaft erringen und bei den Endkämpfen um die westdeutsche Meisterschaft bis in die Vorschlußrunde vordringen konnte.

Noch Jahre in der obersten Handballklasse spielend, gehörte die Mannschaft von 1932 ab der Bezirksklasse an.

Ähnlich lagen die Dinge in der Leichtathletik. Waren die Leistungen auf diesem Gebiet schon vor 1914 nicht gering, so standen sie in der Zwischenweltkriegszeit auf ansehnlicher Höhe. Einige Ergebnisse aus dieser Zeit mögen das verdeutlichen.

Bei den leichtathletischen Wettkämpfen des Wittekindkreises stellte der Verein im Jahre 1932 sieben, 1933 vier, 1934 einen, 1935 drei, 1936 fünf und 1937 sechs Meister.

Beachtliche Erfolge konnten auch bei den Stadtmeisterschaften erzielt werden, solange diese stattfanden.

Bei den Kämpfen um die deutsche Kreismeisterschaft, die je nach Größe des Ortes in verschiedenen Klassen ausgetragen wurden, lag unser Verein 1934 in Westfalen an 36., in Deutschland an 462. Stelle, im Wittekindkreis 1935 an 1., in Westfalen an 7., in Deutschland an 172. Stelle.

Auf dem Kreisfest in Bad Oeynhausen holten 1934 von 18 Teilnehmern des Vereins 16 einen Sieg.

Im Bereiche des Kreises Herford belegte die Jugend bei den Wettkämpfen um die deutsche Vereinsmeisterschaft 1936 den ersten Platz.

In diese Reihe gehören auch die zahlreichen Siege und guten Ergebnisse unserer Leichtathleten bei den Wettkämpfen auf den Stuckenbergfesten, dem Ravensberger Waldfest, dem Wittekindbergfest, dem Teutoburger Waldfest und wo immer es war, überall, das kann mit Genugtuung gesagt werden, gehörten sie mit zu den Besten.

Dieser kurze Hinweis auf die Betätigung unseres Vereins im Handball und in der Leichtathletik mag genügen. Er sollte zeigen, daß es der Spielvereinigung Union keineswegs nur auf die Pflege des Fußballspiels ankam.

Ebenso wie im Fußball und Handball betätigte sich der Verein auch auf dem Gebiete der Organisation. Fast alles, was sich an größeren sportlichen Ereignissen in Herford bis 1938 abspielte, ging von ihm aus und ist von ihm zur Durchführung gebracht worden. In den Veranstaltungen des Rasensportverbandes, den Bezirkssportfesten, den Herforder Kampfsportwochen und bei den nicht alltäglichen Fußballspielen, von denen hier nur das Spiel Fortuna Düsseldorf gegen Wiener Sportklub genannt sei, vollbrachte er organisatorische Leistungen bleibenden Wertes.

Diese Bilanz konnte 1938 beim 30jährigen Vereinsjubiläum vorgelegt werden. Es war eine ansehnliche Bilanz, die viele Aktivposten aufzuweisen hatte. Und doch war sie, kritisch betrachtet, bereits angeschlagen. Erste Ansätze machten sich schon bald nach 1933 bemerkbar.

Wie das Leben des einzelnen, so wurde auch das Leben im Verein bedrohlich eingefangen. Not und Gefahren stellten sich ein. Handball und Leichtathletik mußten hauptsächlich aus finanziellen Gründen aufgegeben bzw. eingeschränkt werden. Gefahren tauchten auf, als sich der Verein genötigt sah, seinen Sportplatz an der Eisenbahnbrücke vor dem Zugriff der neuen Machthaber in einer Zeit zu verteidigen, in der es gewagt war, „nein“ zu sagen, ohne in die Bastille zu kommen.

Viele Wochen und Monate waren die Geister bemüht, uns Rat und Tröstung und Mut einzuflüstern, bis eines Tages die mächtige Hand des Gegners erlahmte und sich mit einem kleinen Teil der Beute, die sie schon fest in ihrem Besitz glaubte, zufriedener gab.

Und doch waren trotz aller Bitternis noch Lichtblicke vorhanden. Sie gingen vom Fußball aus. An der Werre war man froh, wieder eine schlagkräftige Elf zu haben. Von einer Runde zur anderen wartete sie in den Jahren 1939 bis 1942 mit glanzvollen Ergebnissen über bekannte Mannschaften aus ganz Westfalen auf. Und an der Schwelle des Jahres 1941/42 gab es eigentlich nur einen Gegner, der noch nicht besiegt war: Schalke.

Dem Fachamt Fußball war ein Ehrenpreis in Gestalt einer kostbaren Gußstahlglocke zur Verfügung gestellt. Sie sollte Erinnerungen wach-

rufen an Monate, in denen Mannschaften zu Pflichtspielen aufgerufen worden waren, die im Grunde nichts anderes bedeuteten als die Neuauflage von Meisterschaftsspielen auf breiter Grundlage.

Spielvereinigung Union und Schalke bestritten am 2. April 1942 im groß angelegten Stadion zu Minden das Endspiel, das vor 12 000 Zuschauern nach beiderseits gleichwertigen Leistungen 1:0 für Schalke gewonnen wurde.

Mit diesem Ergebnis war der Höhepunkt im Fußballgeschehen während des zweiten Weltkrieges überschritten. Dann wurde es stiller. Anfang 1945 waren die Fußballfelder leer.

Wer etwas von der magischen Kraft des Fußballspiels kennt, den wundert es nicht, wenn schon bald nach dem Zusammenbruch das Leder wieder ins Rollen kam. Wie 1918 stand die Spielvereinigung Union relativ schnell auf den Beinen. Aber das war nur äußerlich. Ihr wahres Antlitz sah anders aus: zahlreiche Tote und Vermisste, darunter hochtalentiertere Kräfte, ein von Bomben verwüstetes Spielfeld, ein völlig zerstörtes Umkleidegebäude, das Wrack eines kaum noch erkennbaren Sportplatzes

Die Zukunft stand nirgendwo geschrieben. Man füllte sie abwechselnd mit Erinnerungen, Hoffnungen und Befürchtungen.

So zwischen totem Punkt und lebendigen Zeichen setzte der Wiederaufbau ein.

Unter vorbildlicher Vereinsarbeit gelang es, den Sportplatz an der Eisenbahnbrücke wieder spielfähig zu machen.

Proben seines organisatorischen Könnens zeigte der Verein beim 40-jährigen Jubiläum, das in seiner Ausgestaltung zu einem Ereignis ersten Ranges wurde, und in dessen Verlauf das neu errichtete Umkleidegebäude seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Langsam ging es aufwärts.

Im Frühjahr 1951 machte die erste Fußballmannschaft von sich reden. Sie errang die Bezirksmeisterschaft und stieg in die Landesliga auf. Der eindrucksvolle Festakt im Lichtspielhaus Wittekind, der diesem Tatbestand Rechnung trug, wird allen, die dabei waren, noch in Erinnerung sein.

Schließlich glückte 1955/56 der Aufstieg in die höchste Amateurliga, in der sich die Mannschaft leider nur ein Jahr behaupten konnte.

Werden sich die Fußballmannschaften wieder erheben können, um erneut, mit besserem Willen und befreit von Einflüssen, die allein zur Mittelmäßigkeit führten, den Weg nach der Höhe anzutreten?

Werden die Fußballer ihren Kameraden von der Leichtathletik nachzueifern, deren Erfolge ständig aufhorchen ließen, unvermindert bis in die letzte Zeit?

Indem wir diese Fragen stellen, stehen wir bereits jenseits der Schwelle der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart und sind im Begriff, den Fuß in das nächste Jahrhundert zu setzen.

Die Vergangenheit des Vereins liegt von den ersten Anfängen an aufgeschlagen vor uns. Wir haben gesehen, daß sein Schicksal in den fünf Jahrzehnten seiner Existenz hart und wechselvoll, aber auch stolz und ruhmreich war.

So und nicht anders soll es auch in der Zukunft sein. Das ist unsere Hoffnung.

Chronik

Sommerfest

Sicherlich ist die Aufgabe eines Chronisten angenehmer, wenn er nicht nur Tatsachen zu verzeichnen hat, sondern auch ein Werturteil fällen darf, das seine Leser gern hinnehmen. Das ist der Fall bei diesem Bericht über unser Sommerfest am 20. September. Der Besuch war gut. Die beiden kleinen Säle des Kurhauses waren voll, so voll, daß es nicht möglich war, einen Platz frei zu halten für jemand, der erst etwas später kommen konnte, so voll, daß man nur in der Bar die Möglichkeit hatte, sich mit einem guten Freund zum Plausch zusammensetzen, und diese Fülle, obwohl das Gymnasium mit zwei Klassen, die hätten teilnehmen können, im Schullandheim war. War es wohl der geschmackvollen Einladung zuzuschreiben, für die Studienrat Keller (Bild) und Theodor Ulrich (Text) verantwortlich waren?

Mit dem üblichen akademischen Viertel begann das Fest. Der erste Vorsitzende konnte unter den Gästen besonders begrüßen unsere Ehrenmitglieder Paul Meyer und Dr. Schwagmeyer, Oberstudienrat Proffen als Vertreter des auf Langeoog befindlichen Direktors und die übrigen Herren des Kollegiums sowie eines unserer ältesten Mitglieder, den 84jährigen Fritz Ergenzinger. Dann durfte der Vorsitzende, endlich einmal frei von Sorgen um den Ablauf des Festes, die Leitung an Theodor Ulrich abgeben.

Im flotten Wechsel von Tanz und Darbietung nahm das Fest seinen Verlauf. Frau Adelheid Berger (Alt) erfreute uns zweimal mit Darbietungen. Die festliche Runde dankte mit herzlichem, anhaltendem Beifall.

Dr. Wolfgang Teelen hielt die Damenrede, witzig und pointiert. Es bedurfte einiger geistiger Kräfte, beim Feuerwerk der Gedanken rechtzeitig zu schmunzeln, da sonst der nächste Blitz schon aufgezuckt und verglüht war.

Ein Magier unter uns! An Statur dem Redner gleich, an Mundwerk genau so schnell, an Alter unterlegen: Michael Sukale, Obersekundaner des Bielefelder Helmholtz-Gymnasiums. Wenn es dem Redner gelang, die Zuhörer in seinen Bann zu schlagen, so gelang es dem Zauberer mit den Zuschauern. Auch im kleinen Kreise konnte man anschließend seine Kunst bewundern. Sogar ein würdiger Mathematiker schüttelte darob sein Haupt, das nie ergrauen kann, und zog dann, leicht sich hinter dem Ohre kratzend, mit zweifelnd in schwankende Bewegung versetztem Oberkörper seinem Platze zu.

Aus Braunlage war ein Tanzpaar zu uns gekommen; da der Tanzklub Grün-Gold zu einem Turnier nach auswärts mußte, hatte er es uns vermittelt. Wir danken dem Ehepaar Schürmeyer für seine beschwingten Darbietungen und Herrn Kremeyer dafür, daß er uns nicht im Stich ließ.

Die Polonaise führte wie beim letzten Fest Egbert Flacke mit Meisterschaft an. Da der Raum nur knapp war, nahmen nur die jüngeren Paare teil.

Wäre über die Musik zu sprechen? Nun, unsere Ra-Ro-Band kennt jeder! Schade nur, daß sie so wenig zum Einsatz kam. Von den Leistungen

der Kapelle Romisch zeigte sich ein anwesender Konzertmeister durchaus angetan.

So kann man zusammenfassend sagen: Es war ein schönes Fest! Festleiter Theodor Ulrich hat sich seine Sporen verdient. Ad multos annos!
E. K.

Landgerichtsdirektor Holthöfer trat in den Ruhestand

WN Landgerichtsdirektor Ernst Holthöfer, Hüfferstr. 1a, einer der bekanntesten Richter am Landgericht in Münster, trat in den Ruhestand. Ernst Holthöfer wurde am 17. August 1890 in Hävern an der Weser geboren und lebt seit 1909 in Münster. Als der Weltkrieg 1914/18 ausbrach, war er Gerichtsreferendar. Als Dreizehner zog er 1914 ins Feld. Nach der ersten schweren Verwundung bei Reims im Jahre 1914 wurde er als Leutnant d. Res. beim Angriff am Chemin des dames im Oktober 1917 zum zweitenmal schwer verwundet und nach Gefangennahme durch die Franzosen an beiden Beinen amputiert. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland bereitete er sich, noch nicht völlig ausgeheilt, auf das zweite juristische Staatsexamen (Assessor) vor und ist seit Bestehen der Prüfung vor dem Kammergericht in Berlin unausgesetzt beim Landgericht Münster als Richter in Zivilsachen tätig.

25 Jahre lang hat Landgerichtsdirektor Holthöfer bis zur Erreichung der für Richter vorgesehenen Altersgrenze von 68 Jahren am 1. September 1958 die sogenannte Beschwerdekammer am Landgericht in Münster als Vorsitzender geführt und in zahlreichen Veröffentlichungen Zeugnis seines fundierten juristischen Wissens abgelegt. Als ausbildender Richter und Leiter einer Referendar-Arbeitsgemeinschaft hat er zahlreiche junge Juristen mit herangebildet und nach dem Zusammenbruch 1945 so manchen jungen Kollegen gelehrt, daß das wahre Recht von dem politischen Zusammenbruch unberührt geblieben sei. Seine ruhige Ausgeglichenheit, die ihn als Richter und Kammervorsitzenden auszeichnete, schaffte für Rechtsuchende und Kollegen eine wohlthuende Arbeitsatmosphäre. Seine Mitarbeiter sehen ihn wegen seines menschlichen Verständnisses und seiner Hilfsbereitschaft ungern scheiden.

Landgerichtsdirektor Holthöfer hat über seine schwere Verwundung niemals geklagt. Er hat sich immer seinen Humor bewahrt und ist bei den alten Soldaten des Infanterieregiments Nr. 13 und seit vierzig Jahren bei den Aufführungen der Zoologischen Abendgesellschaft ein gern gesehener Gesellschafter und Gast. Ihm ist zu wünschen, daß er noch lange Jahre sich des wohlverdienten Ruhestandes erfreuen möge.

Kohlessen mit Mitgliederversammlung

am 29. November 1958

Bitte Termin vormerken, Einladungen ergehen rechtzeitig.

Aus dem Leben der Schule

Aus dem Monat Juli ist noch über ein Brahmskonzert und über die Bundesjugendspiele zu berichten.

Das übliche Sommerkonzert hatte Studienrat Willers auf den 15. Juli festgelegt. An diesem Brahmsabend in der Aula des Gymnasiums hörte die Schule ausgesuchte Klavierwerke und Lieder sowie vier Stücke vom Madrigalchor der Schule. Sechs Lieder für Alt sang Frauke Haasemann, am Flügel begleitet von unserem Musiklehrer. Am Flügel zeigten die drei Unterprimaner Konrad Keller, Ulrich Menneking und Christian Schneider erstaunliches pianistisches Können und Einfühlungsvermögen, so daß auch die Presse voll des Lobes sein konnte über den glücklich gestalteten Abend, eingeleitet durch einen Robert-Schumann-Artikel über Brahms, gesprochen von Terruhn (O I). Besonderen Eindruck — nicht zum ersten Male — hatte Ch. Schneider gemacht, der Brahms umfangreiche Händel-Variationen (op. 24) mit unwahrscheinlich sicherer Technik „durchsichtig und wohlabgewogen“ erklingen ließ — ohne Notenvorlage! Die Leistungen des feinen Madrigalchores und der Solisten ernteten — wie die Presse betonte — „viel Beifall und unterstrichen die Hoffnung, daß im Rahmen des Gymnasiums auf diesem Wege weiter gearbeitet werde!“

Bei den Sommerspielen der Bundesjugend am 19. Juli kämpften die Friederizianer zusammen mit anderen höheren Schulen im Stadion um die Lorbeeren. Oberstudiendirektor Brumberg konnte auch von seiner Schule eine stattliche Anzahl Schüler als Bundessieger ausrufen:

Mit 55 (und mehr Punkten) wurden mit einer „Heuss-Urkunde“ ausgezeichnet: Mit elf Jahren: Friedrich Wilhelm Schröder (Klasse VI, 60,5 Punkte!); Achim Kordack, V, 60 P. — 12 Jahre: Johannes Ehmann, V, 58,5 P.; Werner Greuel, IV, 57 P.; Hans-Ulrich-Hoffmann, V, 55,5 P. — 13 Jahre: Reinhard Grohmann, IV, 63 P.; Klaus Korfsmeier, IV, 60 P. — 14 Jahre: Jörg Dieter Wolf, U III, 59,5 P. — 15 Jahre: aus U III: Rolf Schäfer, 70,5 P. und Walter Lampe, 57,5 P. — aus O III: Hans-Joachim Schildmann, 60,5 P., Eckhard Gaffron, 55,5 P., Hans-Joachim Weyland, 55,5 P. — 17 Jahre: Helmut Reuter, U I, 55 P. — 18 Jahre: Dietrich Loer, U I, 72,5 P., Friedr. Valldorf, U I, 59 P. — Über 19 Jahre: Peter Quincke, O I, 56 P. — Davon waren in der Gesamtwertung: Erster: aus VI: F. W. Schröder und aus IV: R. Grohmann. — Zweiter: aus V: J. Ehmann und Achim Kordack — aus IV: Kl. Korfsmeier — aus U III: R. Schäfer — aus U I: D. Loer. — Wir gratulieren!

Wie jedes Jahr hatten sich im Juli Klassen freiwillig an der öffentlichen Sammlung für das Rote Kreuz beteiligt.

Die Sommerferien genossen wir vom 29. 7. bis 10. 9. Am 28. Juli in einer Abschiedsstunde erhielt der Primaner Borchard einen Preis für eine freiwillige Arbeit „Das Herforder Münster als Kunstwerk erlebt“. Ein beachtliches Geldgeschenk unserer Ehemaligen war damit verbunden.

Während der heurigen Sommerferien kamen wir alle — irgendwo in Deutschland oder Europa — zu der längst ersehnten Sonne mit irgend einem Schatten. Die Ehemaligen und Freunde in tropischer Uebersee pflegen um diese Zeit Regenzeit zu haben — wie so oft in Herford. Aber

der Sommer hat es diesmal bei uns noch gut gemacht. Doch nicht genug damit: die Ferien wurden am 1. Schultag sofort um ein paar Wochen „verlängert“ und die Schule lag ziemlich still da, bis endlich am 27. September wieder alle Klassen gefüllt waren.

Ueber diese „zusätzlichen Ferien“ — wie sie genannt oder auch mißbilligt worden sind — muß ein erklärendes Wort gesagt werden. Schon längst vor den Sommerferien wurde der Schule für einen Aufenthalt in Herfords bekannten und so geschätzten Landheimen an der Nord- und Ostsee durch Los die Zeit unmittelbar nach den Ferien zugeteilt. Wie sehr das Friedrichs-Gymnasium — im Einklang mit allen neuzeitlichen Schulen — solche Schullandheim-Aufenthalte einschätzt, ist längst bekannt. So sind nach reiflicher Ueberlegung im Anschluß an die Ferien die Klassen mit ihren Klassenlehrern in Schulheime gefahren: Die O III mit Stud.-Rat Dr. Saborowski und Stud.-Rat Dr. Korfsmeier sowie die U II mit Stud.-Rat Rasper und Studienreferendar Luley nach Scharbeutz. Die U I mit O.-Stud.-Dir. Brumberg und Stud.-Rat Walter ging in das Herforder Heim auf Langeoog (11. bis 26. 9.).

Die zwei anderen Oberstufenklassen sollten (auch auf Wunsch höherer Stellen) einmal zu ihrer mehrtägigen „Studienfahrt“ kommen. Es lag nahe, das längst Geplante gleichzeitig durchzuführen. So fuhr die Oberprima mit Stud.-Rat Dr. Heißel, begleitet von O.-Stud.-Rat Proffen und Stud.-Rat Keller nach Main-Franken. Ebenso fuhr die O II mit Stud.-Rat Dr. Disep und Studienreferendar Lillge nach Ahrweiler (Eifel) in die Jugendherberge (12. bis 18. 9.).

Während dieser lehrerarmen Zeit ging an sonnigen Tagen auch die U III für drei Tage in die Jugendherberge nach Rinteln. Die Kleineren mußten sich diesmal mit einem Tagesausflug begnügen.

Ueber die größeren Fahrten erzählen uns Einzelberichte in diesem und im folgenden „Friederizianer“.

Zum Schulbeginn am 11. 9. wurden der Schule wieder „Schulpraktikanten“ zugewiesen. Es sind die Herren Hermann Groß (Universität Münster), Eckart Mayer (Köln), Helmut Rübesam (Hamburg) und Wolfgang Sanden (Münster).

Nach den vielen sonnigen Tagen ist nun ein ernster Arbeitsabschnitt gekommen. Das wissen alle, Lernende wie Lehrende — auch die Eltern. Eine nur kleine Unterbrechung wird Ende Oktober kommen — nach der Zeugnisausgabe!

He.

Eine Studienreise nach Mainfranken

Mit drei Pädagogen und reichlichem Gepäck begab sich die Oberprima auf ihre diesjährige Studienfahrt, die vom 12. bis 17. September dauerte. Die ganze Reise umfaßte 1100 km, die mit einem modernen Reisebus bei bestem Spätsommerwetter zurückgelegt wurden. Drei Lehrer, 28 Schüler und ein Radio mit vier Lautsprechern sorgten auf den langen Busfahrten für Abwechslung. Hinzu kam ein Mikrophon, durch das unser Reiseleiter, Herr Dr. Heißel, seiner Klasse mancherlei akustische Überraschungen positiver Art bereitete — gelegentlich abgelöst durch Studienrat Keller mit behelrenden Hinweisen.

Am ersten Tage fuhren wir bei strahlend blauem Himmel über Höxter, Kassel, Bad Hersfeld nach Fulda. In Höxter konnten wir die aus dem 11. Jahrhundert stammende Kilianikirche und die herrlichen Fachwerkbauten der Frührenaissance besichtigen, auch das berühmte Dechaneigebäude. Unter der künstlerischen Leitung von Herrn Studienrat Keller besuchten wir in Kassel die Wilhelmshöhe und bestiegen die Kassaden in humanistisch-sportlicher Weise. — — — Fulda schien uns an kunstvollen Bauwerken geradezu unerschöpflich. Neben der romanischen Michaeliskirche, deren Besonderheiten uns fachmännisch erklärt wurden, wandten wir uns im wesentlichen den Barockbauten zu. Die Besichtigung des von Johann Dientzenhofer erbauten Barockdomes und der Orangerie des Schlosses mit der bekannten Floravase nahm fast einen Vormittag in Anspruch. Ab Fulda lag das künstlerische Thema der Reise fest: Das Barock. Daneben hatten wir uns ein ungleich profaneres Thema gestellt: Das Studium der ortsüblichen Sitten und Getränke. Beide Themen wurden zur Zufriedenheit aller mit Fleiß und Ausdauer, jedoch ohne Maßlosigkeit bearbeitet.

Von Fulda ging die Reise weiter durch die Rhön. Die Rhön bietet ein herbes, ernstes, manchmal melancholisch anmutendes Landschaftsbild, das durch seine Ursprünglichkeit, seine Echtheit und seine Unberührtheit fesselt und einen Eindruck hinterläßt, den man in seiner Eigenart nicht leicht vergißt. Auf dem Kreuzberg, der neben der Wasserkuppe die höchste Erhebung der Rhön ist, verweilten wir längere Zeit, um den prachtvollen Blick zu genießen, der uns die Röhn in ihrer seltsamen Kahlheit und Anmut erkennen ließ. Im Wirtschaftsgebäude der Franziskaner stärkten wir uns für die weitere Fahrt. — — — Schloß Banz, unser nächstes Ziel, erlebten wir im Lichte der untergehenden Sonne. Von dieser ehemaligen Benediktiner-Abtei hatten wir eine herrliche Aussicht auf den Staffelstein und Vierzehnheiligen, ein Rokokobauwerk Balthasar Neumanns, das auf der anderen Seite der goldenen Pforte liegt. Von dort war es nicht weit nach Bamberg, wo wir in der Jugendherberge erwartet wurden, die direkt an der Regnitz und außerhalb der Stadt liegt und so für uns Ausgangspunkt schönster Spaziergänge war an jenem herrlichen Sonntagmorgen. Die „alte Hofhaltung“ und der Dom waren die Ziele der Kunst-Exkursion mit Herrn Studienrat Keller. Er vermittelte uns einen großartigen Eindruck des Stauferdoms, der vielerlei Schätze birgt. Außer den mittelalterlichen Plastiken des romanischen Domes wie „Der Reiter“, „Adam und Eva“ und „Heinrich und Kunigunde“ beeindruckte uns der kostbare „Domschatz“ mit seinen vielseitigen Reliquien und ungewöhnlichen Kunstwerken. Der Rosengarten war für viele ein Erlebnis wegen seiner wunderbaren Blumen und wegen des Blickes über die Stadt und auf den Michaelsberg. — — — Der letzte Abend in Bamberg war ohne Zweifel der schönste unserer Gemeinschaft. Lehrer und Schüler saßen bei Wein und Bier vereint in „Weilers Hofbräuhaus“. Auf dem Höhepunkt der Stimmung wurde unserem verehrten Klassenlehrer vom Wirt ein 5-Liter-Maßkrug mit zwei Deckeln und zwei Henkeln überreicht, aus dem jeder trinken durfte. Nach alter Sitte mußte dieser Steinkrug mit der linken Hand gehalten und mit der rechten weitergegeben werden; das bereitete manchen Muskeln unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Lehrer jedoch waren uns außer in vielem anderen gerade im Halten von Stein-

krügen mit einer Hand kraftvolle Vorbilder. Herr Studienrat Keller hat die Klasse im Gästebuch des Hauses mit einer Zeichnung und vielen losen Versen verewigt. Eine Bamberger Spezialität, die unser trefflicher Mathematiklehrer ausfindig gemacht hatte, war für uns das „Rauchbier“ vom „Schlenkerla“. Unser gewissenhafter Fahrer, der auf den Namen Theo hört und sich der Beliebtheit aller erfreute, fuhr uns weiter zu dem monumentalen Barockbau Schloß Weißenstein oberhalb Pommersfelden, das neben der Residenz in Würzburg die großartigste Anlage in Franken ist — noch im Privatbesitz des Schönborn-Geschlechtes. Johann Dientzenhofer hat dieses, wegen seines Treppenaufganges so berühmte Schloß, im Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut. Als Vergleich dazu konnten wir etwas später die Würzburger Residenz, die Balthasar Neumann erbaute, besichtigen. Hier stand ebenfalls das gewaltige Treppenhaus mit einem Deckengemälde von Tiepolo im Vordergrund. Die Residenz ist im Kriege übel zugerichtet worden; trotzdem sind der Kaisersaal und das Treppenhaus noch gut erhalten. Dort Mozartkonzerte zu hören, muß ein ungewöhnlicher Genuß sein. Der Schloßgarten ist ein Musterbeispiel barocker Gartenkunst, die durch ihre Strenge und Symmetrie eine imponierende Wirkung erzielt. — Vor unserer Fahrt durch den Spessart nach Schweinheim hatten wir noch kurz Gelegenheit, die Feste Marienburg zu besteigen, die das Mainfränkische Museum birgt und einen wundervollen Blick auf Würzburg und das Maintal bietet. — — — Der Spessart zwischen Aschaffenburg und Würzburg zeigte sich uns in strahlendem Sonnenglanz. Er ist im Gegensatz zur Rhön verträumt und still. Seine großen Wälder bestehen meist aus Buchen und Eichen.

Von der Jugendherberge Schweinheim aus erreichten wir in einer Stunde Frankfurt, unsere letzte große Station. Vorher hatten wir die Ruine der Residenz der ehemaligen Mainzer Kurfürsten in Aschaffenburg betrachtet. Dieser Bau ist einer der bedeutendsten Renaissancebauten Deutschlands wegen seiner großzügigen Anlage, die von vier mächtigen Ecktürmen begrenzt wird. Es wird vielseitig am Wiederaufbau gearbeitet. — — — In Frankfurt besuchten wir den Römer mit dem neu aufgebauten Kaisersaal und den gotischen Dom. Alle diese Gebäude sind aus rotem Sandstein, der so bezeichnend für Frankfurt ist. — Bei einer Besichtigung des Rhein-Main-Flughafens kamen auch die begeisterten Anhänger moderner Technik auf ihre Kosten. Die weitläufige Roll- und Vorfelddanlage ließ Frankfurt zu dem modernsten Flughafen der Bundesrepublik werden. Beinahe 40 Fluggesellschaften fliegen ihn täglich an. Bei einer Wagenrundfahrt auf dem Vorfeld konnten wir die Maschinen in greifbarer Nähe bestaunen. Die zukünftigen Flugzeugingenieure von uns wußten viel von den Douglas- und Convair-Maschinen zu erzählen, die wir laufend starten und landen sahen, illustriert im lehrreichen Modellhaus. Viele besuchten auch den Frankfurter Zoo, der mit ungewöhnlichen Raubtierexemplaren in Deutschland einmalig ist. Besonderen Raum nahm während des Frankfurter Aufenthaltes das Goethehaus ein, das, obwohl wieder aufgebaut, ein bis in Kleinigkeiten getreues Ebenbild des alten Hauses darstellt. Gerade der Besuch dieses Hauses, in dem Goethe bis zu seinem 27. Lebensjahr lebte und dichtete, läßt das Verhältnis zu dem Dichter persönlicher und tiefer werden. Die Fragmente der Fausttragödie und ihre verschiedenen Fassungen mögen im Hinblick auf die Faust-

lektüre in der Oberprima von besonderem Interesse sein. — Von Frankfurt ging es in rascher Fahrt über Marburg, wo wir die Elisabethkirche, die älteste gotische Kirche auf deutschem Boden, besichtigten, und über Paderborn zurück nach Herford. Dort kamen wir Mittwoch, den 17., abends wohlbehalten an.

Diese Reise, die man amtlich „Studienreise“ nennt, nimmt zwischen allen Fahrten, die wir gemeinsam mit der ganzen Klasse unternahmen, eine Sonderstellung ein, und zwar insofern, als sie für die meisten von uns (hoffentlich für alle) die letzte Klassenreise vor dem Abitur und damit in der Schulgemeinschaft überhaupt ist. Deshalb sollte diese Main-Frankenfahrt uns nicht nur mit der so bezeichneten Landschaft bekannt machen, sondern sie sollte vor allem die letzte Bewährungsprobe der Klassengemeinschaft sein, die sich in neun Jahren herangebildet hat. — — — Diesen Zweck hat unsere Reise voll und ganz erfüllt. Der Grund liegt einmal darin, daß unser Klassenlehrer die Fahrt bis ins letzte durchgeplant hatte, so daß rein organisatorisch keinerlei Schwierigkeiten auftraten, zum anderen ist der Grund in der „entente cordiale“ zwischen Lehrern und Schülern zu suchen. So gebührt der Dank für diese gelungene Klassenfahrt in erster Linie den drei Lehrern, die uns in jeder Weise mit Verständnis entgegenkamen: Herrn Dr. Heißel, Herrn Oberstudienrat Proffen und Herrn Studienrat Keller, dann aber auch all denen, die uns durch ihre Spenden und Zuschüsse eine Fahrt in solchem Rahmen ermöglichten. Uns Schülern aber möge diese Fahrt Kraft und Antrieb für das Abitur geben und ein eindrucksvolles Erlebnis unserer Schülerzeit sein, an das wir auch später noch oft und gern zurückdenken werden.

Berndt Lüderitz (O I)

Skizzen vom Landschulheimaufenthalt in Scharbeutz

... Die ersten Ostseeorte tauchten auf: Lübeck, Niendorf, Timmendorfer Strand und endlich Scharbeutz. Erster Ausblick auf die See. Aus einer Pension stürzt etwas hinter unserem Bus her. Es soll unsere Führung gewesen sein. Spannend wurde es, als wir das Heim erreichten. Von außen wurde es eingehend beurteilt und eingestuft. — Pflaumenbäume stehen da auch, so, so. — Hier mußte der Herbergsvater zum erstenmal in Aktion treten. Nach langem Palaver und Warten war es endlich soweit! Das Haus wurde bezogen und mit ziemlichem Lärm erfüllt. In den Stuben ein großes Durcheinander und Wirrwarr. Kundige instruierten ihre Kameraden in der Technik des Bettenbeziehens, was auch mit vereinten Kräften gelang. Die Führung hielt uns noch eine Ansprache, und nach dem Abendessen flog alles bis 9 Uhr aus dem Haus. Bei der Rückkehr zeigten sich einige wichtige Resultate: Bier teuer, wenig Mädchen, große Pleite.

Des Nachts hatte es die lange Garde schlecht, denn alle über 1,80 m hatten Komplikationen mit ihren Bettenden.

Am folgenden Morgen begann die in den folgenden 14 Tagen am besten gehaßte und gefürchtete zwei Stunden (volle Stunden, keine Schulstunden!) lang dauernde Lateinstunde. (Ich glaube, wenn Cicero gewußt hätte, wieviel Pein seine „Oratio de Imperio Cn. Pompei“ in einem Land-

schulheim verursachte, er hätte sie bestimmt wieder zurückgezogen.) Die dritte Stunde füllte meistens ein anderer Teil des Lehrkörpers aus, Dr. Saborowski, Dr. Korfsmeier und Herr Luley. Nach all dem hub ein großes Baden an, 14 Tage lang. Was aber die Feststellung vom ersten Tage angeht, so kann man sagen: Errare humanum est; denn am Strande stand eine Baracke, und die Bewohner davon waren weiblichen Geschlechts. Ein großer Sturm setzte ein. War die Klasse zusammen an den Strand gegangen, dann war sie im Nu verstreut, und nur ab und zu konnte man Trompetenschall oder einen Song von irgendeinem Teil des Strandes hören. Deshalb setzte die Führung sofort für 5 Uhr täglich Diskussionen fest. Als einige der Strand nicht losließ, „durften“ sie dann sogar drei Tage lang Küchendienst machen. — Tanzen fand im gemütlichen Bierkeller statt, und erfreulicherweise nahm unsere Führung auch mal daran teil. Als dann aber gegen Ende unserer Zeit die Mädchen aus Hannover einen Abschlußabend geben wollten, sabotierte das unsere Führung planvoll, und an dem Abend fand eine „Thomas-Mann“-Lesung statt. Nach dem allgemeinen Zapfenstreich jedoch (1/210 Uhr) wurde der Besuch der



Toilette geradezu auffällig. Von dort aus zum Erdboden waren vier Meter, doch ein Dach in halber Höhe half weiter. Am Morgen darauf war alles sehr schläfrig.

Die Tage vergingen nur zu schnell, und wir mußten an eine Abschiedsvorstellung denken, zu der jeder etwas beitragen sollte. Der Eßsaal war mit wenigen Mitteln reizvoll dekoriert, und rote und grüne Lampen hüllten alles in ein magisches Licht. Und ein Programm lief ab!

Verschiedene Songs mit viel Gelächter erklangen, Sketche, eine Art Ballett, das von den Mädchen improvisiert war, wurden aufgeführt,

Reklamereden gehalten, und dann unser Trio! So „hot“ war es nie zuvor gewesen! Der Raum bebte vom Stampfen der Füße, und „Old Satchmo“ blies, daß die Fenster wackelten und wir vermuteten, daß Herr Klostermann, der Kurdirektor, wegen ruhestörenden Lärms erscheinen würde. Danach, um 10 Uhr, gingen wir alle noch einmal baden.

Am nächsten Morgen ging es dann wieder heimwärts. Nach einem diktierten Aufenthalt in Stellingen (er stand in dem „von oben“ vorgeschriebenen Programm) und nach einer Panne vor Herford — unter „Down by the river-side“ und „Icecream“ schoben wir den Bus 500 Meter zur nächsten Tankstelle, wo der Schaden behoben wurde — kamen wir pünktlich an. Ein wirklich gelungener, schöner Aufenthalt lag hinter uns, vor uns jedoch ein hartes Tertial!

Wolfgang Winter

*

Im Anschluß an die Sommerferien verließen die Untersekunda und die Obertertia ihre Heimatstadt Herford in Richtung Scharbeutz. In Hamburg mußte man eine Hafensrundfahrt mitmachen, die von schauerartigen Regenfällen begleitet wurde. Dann wurde dem allgemeinen Drang zur Reeperbahn nachgegeben. (Es war ja 3 Uhr mittags . . .)

Der Aufenthalt in Scharbeutz verlief im harmonischen Trott eines Kurbetriebes. Morgens frischte Herr Rasper die müden Geister mit zwei erdrückenden Cicerostunden auf. Erwacht und geistig genährt erholte man sich erst einmal an Hand einer leichten Filterzigarette und stürzte sich dann in die Fluten des weiten Meeres. Am Abend trieb Herr Rasper seine in alle Richtungen entlaufenen Schützlinge zu Diskussionen über Freizeitgestaltung, Jugendkriminalität und andere aktuellen Themen zusammen. Durch Herrn Luley sollte auch die Musik nicht zu kurz kommen. Meistens jedoch wurde der Freischütz von Louis Armstrong oder Presley übertönt.

Unpünktlichkeit bestrafte man mit drei Tagen Küchendienst — —, bei schweren Fällen gab es Hausarrest und bei leichten Cicerokapitel schriftlich zu übersetzen.

Sehr umschwärmt waren die Pflaumenbäume. Laut Herrn Ullrich sollte jeden Tag ein Feinschmecker eine Pflaume auf den Reifegrad hin überprüfen. Fallobst war natürlich vogelfrei. Täglich erschienen mehr Feinschmecker („staatlich geprüft . . .“). Als schließlich auch Lehrkräfte Pflaumen aufhoben, die noch gar nicht abgefallen waren, war der Ansturm nicht mehr aufzuhalten.

Ein besonderer Anziehungspunkt, magnetische Wirkungen auszuüben, war die hannoversche Mädchenbaracke in Strandnähe! Einmal war sie leicht beschädigt: natürlich die Herforder! Herr Rasper übernahm den Fall: Eine Entschuldigung des Barackenleiters wegen unbegründeter Anklage war die Folge . . .

So kalt das Wasser auch war, Unentwegte zogen noch am letzten Abend im Mondschein zum Henkersbad.

Schweren Herzens verabschiedeten sich die dankbaren Gäste von den netten Heimeltern, bei denen man bestens aufgehoben war, mit dem Lied: „Hoch auf dem gelben Wagen . . .“

So haben beide Klassen fröhliche Tage an der Ostsee verlebt, die Herr Luley (frei nach Goethe) kommentierte:

Im Schullandheim gibt es zweierlei Gnaden:
Morgens Latein, nachmittags Baden,
Jenes bedrängt, dieses erfrischt.
So wunderbar war das Leben gemischt.

Detlev Piekenbrock

*

Die Ferien waren noch nicht zu Ende, als wir Obertertianer (zusammen mit U II) mit unseren Lehrern, Herrn Studienrat Dr. Saborowski, Herrn Studienrat Dr. Korfsmeier und Herrn Referendar Luley in die Busse stiegen, um nach Scharbeutz an der Ostsee zu reisen. Die lange Busfahrt war zwar nicht gerade bequem, aber während einer halbstündigen Rast bei Verden an der Aller konnten wir unsere ermüdeten Glieder ein wenig entspannen und uns stärken. Dann ging es weiter nach Hamburg. Dort sollten wir in einen anderen Bus umsteigen. Zuvor aber hatten wir noch einige Stunden Zeit. Nach einer leider verregneten Hafenumrundfahrt durften wir noch einen längeren Bummel durch die Stadt machen. Gegen 15 Uhr fuhren wir weiter, an Lübeck vorbei, nach Scharbeutz. In unserem Heim angekommen, wurde nach der Verteilung der Betten ein gutes und reichliches Essen aufgetragen: wir waren zu Hause!

Am nächsten Morgen war unser erster Gedanke: baden! Geschlossen gingen wir zum Strand. Gottlob, war das Wasser verhältnismäßig warm, sogar die Sonne brannte, allerdings leider nur in den ersten Tagen.

Aber wir waren nicht nur zum Baden nach Scharbeutz gekommen. So machte die O III eine Fahrt nach Lübeck und wanderte einige Stunden durch die Hansestadt. Besonders Holstentor und Marienkirche, markante Bauwerke der Backsteingotik, hinterließen einen starken Eindruck. Einige Tage später fuhr die O III mit dem Bus durch die Seenlandschaft Ostholsteins mit den Städten Eutin und Plön. Auch diese Fahrt war äußerst interessant, besonders für den Geographieunterricht bot sie wertvolle Anschauung.

Natürlich ließen wir uns eine Segelpartie nicht entgehen. Ueber 1½ Stunden schaukelte die O III in zwei Booten auf der Ostsee. Leider regnete es ein wenig, und die Ostseewellen schlugen nicht selten in unsere Boote hinein. Trotzdem war es sehr schön, weil echt seemännisch.

In den Morgenstunden von 8.30 bis 10 Uhr und von 17 bis 18 Uhr war meistens Unterricht. Als Schulräume dienten die beiden Tagesräume des Heimes, von denen der eine äußerst bequem, zum Teil sogar mit Sesseln ausgestattet war. Nichts wurde vernachlässigt, nur der Sport kam etwas kurz, da geeignete Übungsplätze fehlten.

In den beiden Tagesräumen wurde auch gegessen, und zwar um 8.00, 12.30 und 18.30 Uhr. Das Essen war immer gut. Die Heimeltern gaben sich alle Mühe mit uns. Ja, und so waren wir auch nicht sehr froh, als wir am Morgen des 24. durch den strömenden Regen zu unserem Bus marschieren mußten. Wir winkten noch lange.

In Hamburg machten wir noch einmal Pause und statteten dem Tierpark Stellingen einen zweistündigen Besuch ab. Dann fuhren wir nach Hause. Um 20.15 Uhr stand der erste Bus auf dem Rathausplatz. Unser Landschulheimaufenthalt war zu Ende. Es war ein voller Erfolg gewesen. Am nächsten Morgen trotteten wir wieder in unsere alte Schule.

W. Kröpp (O III)

Humor und Unterhaltung

Der Berechtigungsschein zum einjährig-freiwilligen Militärdienst

Der lange Titel zeigt schon, daß dieser Schein äußerst wichtig war. Noch heute spricht man vom „Einjährigen“, obwohl die Berechtigung schon 39 Jahre lang erloschen ist.

Er wollte besagen, daß der preußische Staat in seiner Sparsamkeit es so eingerichtet hatte, daß ein junger Mann, der einen gewissen Bildungsgrad nachweisen konnte, mit einem Jahr davon abkam, statt drei Jahre in der Kaserne wohnen zu müssen. Außerdem konnte er, wenn er noch zwei Übungen von je acht Wochen machte, Reserveleutnant werden und hatte auf diese Weise den bekannten Marschallstab im Tornister.

Den Militärdienst mußte er allerdings auf seine eigenen Kosten abmachen, das heißt, der Staat stellte ihm nur die Waffen kostenlos zur Verfügung. Aber Wohnung, Kleidung und Lebensunterhalt mußte er selbst bezahlen, so daß bei der Infanterie, wo es am billigsten war, immerhin 300 Reichsmark aufgewendet werden mußten. Bei der Feldartillerie, wo man beritten war und den Unterhalt des Pferdes auch noch tragen mußte, konnte man schon 4000 RM ansetzen, und bei der Kavallerie, je nach der Vornehmheit des Regiments, 10 000 RM und noch mehr, wenn man auch zu den geselligen Veranstaltungen hinzugezogen wurde.

Auf diese Weise sparte der Staat mindestens die Kosten für ein ganzes Armeekorps, da die anderen Staaten wie Bayern und Sachsen auch dies System übernommen hatten.

Wenn der neue Soldat im Herbst eintrat, dann wurde er bis zur Ankunft der anderen Rekruten vier Wochen in der Kaserne einquartiert, wo er Stuben- und Stalldienst lernte. Daneben hatte er aber sein Privatzimmer, wo er sich auch zum Schlafen einquartierte. Sein Essen mußte er

auch auswärts einnehmen. Die Uniform, die ihm von der Kammer geliefert wurde, mußte er ständig tragen, wenn er nicht vorzog, sich bei einem Militärschneider eine Extrauniform machen zu lassen, die er sonntags trug. Wenn er sich aber einfallen ließ, einmal sein geliebtes Zivil wieder anzuziehen, und er wurde dabei erwischt, so bekam er drei Tage Mittelarrest. Dann war es mit seiner weiteren Beförderung Essig. Im übrigen war er natürlich der ganzen Skala der Strafen wie jeder andere unterworfen. Um 10 Uhr abends mußte er zu Hause sein. Zur Kennzeichnung trug er eine Kordel um die Achselklappen, die bei den Preußen schwarz-weiß, bei den Bayern blau-weiß war. Und wenn er gefragt wurde, wer er sei, so mußte er antworten: Einjährig freiwilliger Musketier oder Grenadier oder Kanonier oder Kürassier oder Trainsoldat Müller. Und wenn er bei den verschiedenen Besichtigungen gefragt wurde, welchen Beruf er hätte, dann gab er am besten diesen Beruf so an, daß er klar zum Ausdruck brachte, was er darin werden konnte; und wenn er den Beruf des Vaters angeben mußte, dann sagte er am besten auch sofort, was der Vater gerne werden wollte, zum Beispiel, wenn er Kaufmann war, daß er Kommerzienrat wäre. Ein Kaufmann mußte zum mindesten Großkaufmann sein, wenn der Sohn die Hoffnung hegen durfte, zum Rang eines Leutnants der Reserve emporsteigen zu können. Heringe durfte er auf keinen Fall verkaufen, und auch keine Stoffe. Denn im ersten Falle war er Heringsbändiger, und im zweiten Falle Ellenreiter.

Wenn nun einer diesen Grad nicht erreichte, weil er in besagter Hinsicht den Anforderungen nicht genügte oder wenn er sonst irgendwelche Schwächen zeigte oder irgendwie sonst unangenehm aufgefallen war, dann blieb er das ganze Jahr ohne Dienstgrad. Dann konnte er aber bei der nächsten Übung, die acht Wochen dauerte, zum Gefreiten oder zum Unteroffizier befördert werden. Bei der zweiten Übung, die ebenso lange dauerte, konnte er es bis zum Feldwebel bringen, der bekanntlich wegen seines langen Degens mit Portepee Spieß genannt wurde. Bei der Kavallerie hieß er in dieser Stellung Wachtmeister. Dabei blieb es dann, wenn nicht ein Krieg ausbrach, wo man es so genau nicht mehr nahm.

Der andere Einjährige, der die Vorbedingungen erfüllte, wurde nach einem halben Jahr Gefreiter, das heißt, er wurde dazu ernannt, und dann zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar wurde er zum Unteroffizier befördert. Dann war er Offiziersaspirant und wurde bei der ersten Übung Feldwebel. Nach der zweiten Übung wurde er zur Wahl gestellt, und zwar wurde er von dem Offizierskorps seines Bezirkskommandos gewählt, und dann wurde er zum Leutnant der Reserve befördert.

Wenn man soweit war, dann hatte man es geschafft. Eine Schwierigkeit muß aber noch erwähnt werden. Das waren die Übungen, die sich wieder anschlossen und die zu der Zeit abgemacht werden mußten, wenn die Herbstmanöver abgehalten wurden.

Wenn nun ein Leutnant der Reserve den Beruf eines Beamten hatte, so mußte der Staat natürlich auch hier B sagen, wenn er einmal A gesagt hatte. Und so bekam dann dieser Leutnant dazu jederzeit Urlaub, wenn er seine Einberufung vorzeigte. Dann mußten ihn seine Kollegen eben vertreten, was sie natürlich nicht taten, ohne dabei gewaltig zu schimpfen.

War der Lt. d. Res. aber in einem freien Beruf tätig, so fiel für die Zeit der Übung das Geldverdienen aus, wenn er auch nach dem Gehalt, wie es jeder Leutnant damals in Gestalt von 75 oder 90 RM monatlich bekam, während der Übung besoldet wurde.

Und wenn der Lt. d. R. Angestellter war, so kann man sich denken, daß seinem Prinzipal die Übung nicht gerade lieb war. Kurzum, da gab es Leute, die, obwohl sie hätten Leutnant werden können, darauf verzichteten, sich zur Wahl stellen zu lassen, wenn sie dadurch auch in die Lage kamen, keine „gute Partie“ machen zu können, wie es bei dem Reserveoffizier der Fall war.

Man bekam das Einjährige, wenn man nach einem sechsjährigen Besuch des Gymnasiums von der Untersekunda in die Obersekunda versetzt wurde. Um versetzt zu werden, mußte man ein Examen machen. Man konnte sich aber auch privat vorbereiten lassen, mußte dann aber das Examen vor einer Kommission machen.

Es gab auch junge Leute, die unterwegs ein paarmal sitzenblieben, die aber trotzdem den Mut nicht verloren. Wenn sie dabei aber zwanzig Jahre alt geworden waren, mußten sie unerbittlich zur Musterungskommission. Auf Grund des bestandenen Examens beantragte man bei einer Kommission den Berechtigungsschein. Man war dann etwa 16 Jahre alt. Man konnte also mit 17 Jahren als Soldat eintreten und im günstigsten Falle mit 19 Jahren Reserveoffizier sein. Derjenige, der aktiver Offizier werden wollte, konnte mit etwa 17 Jahren mit Primareife eintreten und war dann auch mit 18 Jahren frühestens Leutnant. Die meisten aktiven Offiziere hatten aber das Abitur. Es gab auch Fälle, wo der Einjährige aktiv werden konnte, wie es bei dem bekannten Feldmarschall Mackensen war.

Wenn man den Berechtigungsschein hatte, dann konnte man sich vom Militärdienst zurückstellen lassen.

Es gab deshalb Leute, besonders alte Studenten, die im Alter von 27 Jahren sich von einem 19jährigen Unteroffizier in die Geheimnisse des Gewehrreinigens einweisen lassen mußten, und die mit Offizieren zu tun hatten, die zu der Zeit, als sie ihr Abitur machten, in den Kinderschuhen steckten.

Das war natürlich unangenehm. Unangenehm war es auch, wenn der Einjährige mit Kompennälern zusammentraf, die mit ihm die Schulbank gedrückt hatten, jetzt aber von ihrer militärischen Würde derartig durchdrungen waren, daß sie kein Herz mehr für Kameradschaft hatten, sondern nur noch stramme Haltung, die durch die Worte gekennzeichnet wurde: Mann, nehmen Sie gefälligst Ihre Knochen zusammen und halten Sie im übrigen das Maul!

Dr. Fr. Schwagmeyer

Feuer

Wer um die Jahrhundertwende in Herford seine Jugend verlebte, dem klingt noch der aufregende Schlag der Feuerglocke in den Ohren, nachts unterstützt vom schauerlichen Hörnerblasen des Hornisten Mönkemann.

Wohl in jedem Monat gab es ein Großfeuer. Herford war das Grauen aller Versicherungsgesellschaften. Alle alten Häuser mußten dran glauben.

Auf dem Holland brannte es in dem Gemüseladen neben Schirrmeisters Gaststätte. Dieser Brand wurde aber zu früh entdeckt und gelöscht. Auf der anderen Seite brannte das Scheidtsche Haus aus dem 16. Jahrhundert nebst Nachbarhäusern. Dagegen wurde der Brand des schieferumkleideten Hauses an der Ecke zum Endebutt wiederum zu früh gelöscht.

Meinem Elternhaus gegenüber brannte das Dreisbachsche Haus nieder. Dann war im Februar 1913 ersteres an der Reihe.

Der Zeitpunkt war günstig gewählt. Mein Vater war gerade nicht im Hause, und ich war verreist. Die Brandursache wurde nicht ermittelt. Aber das Feuer begann auf dem Dachboden an einer Stelle, wo ein Bodenfenster einem Fenster des Nachbarbodens gegenüber lag. Die Häuser lagen damals dicht aneinander, und man konnte unbemerkt von einem Fenster in das andere gelangen. Beim frisch fröhlichen Löschen und „Retten“ wurde z. B. ein großer Wandspiegel aus einem Bodenraum in den Garten geworfen. U. a. fanden auch ein Paar neue Reitstiefel einen Liebhaber.

Eines Vormittags brannte auch das Noltingsche Patrizierhaus in der Rennstraße. Auf dem Grundstück der heutigen Stadtparkasse brannte das Waisenhaus.

Manch alter Herforder wird diese Liste weitgehend ergänzen können und je nach persönlicher Einstellung die Schilderung ausschmücken, z. B. durch Andeutungen, daß man sich auf die Schläuche gestellt habe u. dgl. mehr.

Als nun kurz vor dem ersten Weltkriege der Magistrat auf Umstellung der Feuerwehrführung drängte, gab es erbitterte Kämpfe und einen Proteststreik. Und als sich aus neuen Freiwilligen eine neue Feuerwehr gebildet hatte und zu einer Übung ausrückte, wurde sie mit Steinen beworfen.

Die monatlichen Übungen auf dem Schulhof beim Spritzenhaus endeten regelmäßig mit einem längeren Dauerlauf mit Geräten, die weder für Pferdezug eingerichtet noch motorisiert waren. Selbstverständlich war ich stets unter den Zuschauern. Mit einem eingewickelten Salzhering konnte ich bei Kontrollen stets beweisen, daß ich für meine Eltern einen Einkauf besorgt hatte.

Am meisten Spaß bereitete die lange Leiter. Beim Schwenken an den Ecken des Platzes flogen die hinten an der Leiter schiebenden Wehrmänner durch die Luft. Zumal wenn sie, wie der Handweber und Schreibwarenhändler Quade, nur kurz geraten waren.

Bei einer Übung in den 90er Jahren unter dem Feuerwehrhauptmann Menkhoff erstieg man die Außenseite der Bürgerschule zum zweiten Stock und führte ein Rohr in einen Klassenraum. Wie es zum Kommando „Wasser marsch“ und zum Spritzen kam, ist wohl nie geklärt worden. Jedenfalls waren Wände und Decke der Klasse schauerlich zugerichtet, wovon ich mich als damaliger Schüler dieser Anstalt am anderen Tage persönlich überzeugt habe. Ja, damals war in Herford noch „allerhand los“.

C. H. Huchzermeyer

Zigeunerschlachten

Bei der geringen Personalstärke der Gendarmerie und Polizei und den primitiven Verständigungs- und Verkehrsmöglichkeiten war in meiner Jugend ein Landfriedensbruch gar nicht so selten.

So erinnere ich mich noch an die sogenannte „Schweichler Zigeunerschlacht“, bei der der damalige Ortsvorsteher Meyer übel zugerichtet wurde. In solchen Fällen war die Bevölkerung meist auf Selbsthilfe angewiesen. Aber ehe von den weit auseinanderliegenden Gehöften ein namhaftes Aufgebot zusammenkam, war der Spuk schon wieder in alle Winde zerstoßen.

Die Wirtschaft Biermann am Neuen Markt war einmal einen halben Tag von auswärtigen Raufbolden besetzt. Die Polizei konnte in den niedrigen Räumen von ihren langen Säbeln keinen Gebrauch machen. Nachmittags gelang es dann den Neustädter Handwerkern, unter der Führung eines Schmiedemeisters, den Bann zu brechen.

Aber als sich einmal eine Zigeunerbande in der Neuen Börse festgesetzt hatte, da war der hohe Raum der Polizei günstig. Der damalige schneidige Polizeiinspektor zog selbst blank und ließ einhauen. Da war in wenigen Minuten die Ordnung wieder hergestellt.

C. H. Huchzermeyer

Mitgliederverzeichnis

Liebe Ehemalige!

Diesem Friederizianer ist das neue Mitgliederverzeichnis beigelegt. Ich habe mich bemüht, es so vollständig wie möglich zu machen und danke herzlich für die aus dem Kreise der Ehemaligen geleistete Mitarbeit. Ich freue mich, feststellen zu können, daß die Anteilnahme, bewiesen durch die Übersendung der Personalkarten, erfreulich größer war als das vorige Mal. Laßt mich hieran die Bitte anschließen: Vergeßt nicht, jede Veränderung der Anschrift sofort mitzuteilen! Ihr spart mir Arbeit, der Vereinigung unnötige Geldausgaben und sichert Euch die pünktliche Zusendung Eurer Post.

Mit herzlichen Grüßen

Euer

E. Kaufhold, Schriftführer.

Neuzugänge:

Anschriftenänderungen:

Die Vereinigung gratuliert zur Vermählung:

[Redacted area]

. . . zur Geburt eines Sohnes:

[Redacted area]

. . . zur Geburt einer Tochter:

[Redacted area]

Verstorben:

[Redacted area]

Ernennungen

Unser 1. Vorsitzender, Rechtsanwalt Lümke mann, wurde zum Notar ernannt. Sein Büro befindet sich: Herford, Elisabethstraße 3, part. (gegenüber der Kreis-Sparkasse), Telefon 30 18.

Anschriften des Vorstandes:

1. Vorsitzender: Rechtsanwalt Hermann Lümke mann, Herford, Elisabethstraße 3, Ruf 30 18. Schriftführer: Erich Kaufhold, Herford, Oetinghauser Weg 39, Ruf 28 44. Kassierer: Dr. Ernst Oskar John, Herford, Weddigenufer 2, Telefon 37 16. Schriftleiter: Konrad Giebeler, Bielefeld, Deciusstraße 12 d. — Konten der Vereinigung: Postscheckkonto Hannover 1291 71 / Stadtparkasse Herford 39 78. — Jahresbeitrag 6,— Mark, Mitglieder ohne eigenes Einkommen sind beitragsfrei. — Druck: Busse, Herford. — Bezugszeit ein Jahr. Bezugspreis 2,— Mark.